

Predigt
in der Ökumenischen Vesper zum Aschermittwoch der Künstler 2022

2. März 2022
St. Matthäus-Kirche, Berlin-Tiergarten

Liebe Schwestern und Brüder,

die vielfach international preisgekrönte Krimi-Fernsehserie „Babylon Berlin“, die im Jahr 2017 ihren Anfang genommen hat, spielt im Berlin der Weimarer Republik. Glanz und Elend der Goldenen Zwanzigerjahre spiegeln sich in der Geschichte rund um den Kommissar Gereon Rath. Es geht um Vergnügungssucht und Wirklichkeitsflucht, um Liebe, Verbrechen, menschliche Abgründe. Eigens für die ersten beiden Staffeln wurde ein Titellied komponiert, zu dessen Charleston-Rhythmen ekstatisch getanzt wird. Der psychedelisch-dunkle Text beginnt mit den Worten: „Zu Asche, zu Staub, dem Licht geraubt, doch noch nicht jetzt, Wunder warten bis zuletzt.“ Die ganze *conditio humana* ist in diesen wenigen Zeilen verdichtet. Erstens: Das Wissen des Menschen um die eigene Vergänglichkeit. Wir alle wissen, dass wir einmal

werden, was wir schon sind: zu Asche und zu Staub. Das Licht des Tages, in dem wir uns sonnen, wird, solange wir leben, immer wieder dem Dunkel der Nacht weichen, vollends aber wenn wir sterben. Deshalb zweitens: der willentliche Entschluss zum Leben im Hier und Jetzt. Die Lust am Leben. Die Freude an dem, was ist. Aus der Spannung von Kontingenzbewusstsein und Lebenswille entspringt dann drittens: die diffuse Hoffnung, dass vielleicht doch nicht alles einmal vorbei sein muss, dass es eine Zukunftsperspektive gibt, die dem absurden Kreislauf von Leben und Tod einen Sinn verleiht. Wir fragen uns gerade in unseren Tagen, in denen der Krieg, diese uralte Geißel der Menschheit, den Himmel über Russland und der Ukraine, über Europa und der Welt verdunkelt, ob etwas an dem Gerücht dran ist: „Wunder warten bis zuletzt“!? Oder siegt die Asche des Krieges und der Auslöschung in der Ukraine und an anderen Orten der Zerstörung und Verwüstung unserer Welt und in unseren Herzen und in unserem Leben?

Die alttestamentliche Lesung aus dem Exodus-Buch, die wir gehört haben, erzählt von diesem urmenschlichen Zusammenhang auf ganz eigene Weise. Von den Israeliten ist, die Rede, die, statt sich an den Bund zu erinnern, den Gott mit ihnen geschlossen hat, ein Goldenes Kalb bauen und es auch noch anbeten. Sein Licht empfängt dieses Götzenbild nicht aus sich selbst. Im wahrsten Sinne des Wortes spiegelt es seinen Glanz nur vor. Viel mehr ist da nicht. Mose, der gerade vom Berg der Gottesbegegnung herabsteigt, zerstört das Kultbild. Er zerstößt es zu Asche. Aber er tut noch mehr. Er gibt seinem Volk von der Asche, von den Brandrückständen, die von dem Idol geblieben sind, zu trinken. Eine befremdliche Strafe. Aber erst durch dieses seltsame Trinkritual dringen wir zum eigentlichen Kern der Geschichte vor. Denn, so gibt Mose seinem Volk zu verstehen, das Geschöpf, das Ihr geschaffen habt, kann doch niemals mehr sein als seine Schöpfer sind. Und die seid ihr! Asche zu Asche. Staub zu Staub. Daraus erwächst umgekehrt die Erkenntnis: Das

Goldene Kalb ist keine Gottheit, sondern Ausdruck menschlicher Selbstbe-
spiegelung, menschlicher Selbstüberhöhung, menschlicher Selbstvergöttli-
chung. Die Zukunft der Asche liegt aber nicht in der Asche. Sondern in der
Hoffnung auf den, der am Anfang vermocht hat, aus Lehm den Menschen zu
formen, und der ihm den Lebensatem eingehaucht hat.

Auch Jesus weiß darum, dass Vergänglichkeit und Zukunftshoffnung zwei
unverzichtbare Aspekte wahren Menschseins sind, die zusammengehören.
Sie im eigenen Leben zu integrieren, ist die Bedingung der Möglichkeit, um
ein gutes Leben führen zu können. Auf der einen Seite werden wir im fasten-
den Verzicht bis zum Osterfest auf uns selbst zurückgeworfen als Asche und
Staub. Aber diese demütigende Selbstwahrnehmung im Verzicht soll nach
dem ausdrücklichen Wunsch Jesu zum anderen schon jetzt geschehen im Zei-
chen unserer Salbung mit Öl. Gott hat uns eine Würde verliehen, deren wir
uns gerade dort bewusst werden können, wo wir unsere Grenzen erkennen
und anerkennen. Mit Gott – aber auch nur mit ihm – können wir alle Grenzen
überwinden. Wir brauchen keine Götzen, deren Glanz wir nachlaufen. Weil
Gott uns von seinem Licht gegeben hat, deshalb können wir von innen heraus
leuchten. Und unser Ziel kann nur eines sein: Gott, die Quelle allen Lichts.

Mit seinem Kunstwerk macht Kris Martin auf einen weiteren wichtigen Ge-
sichtspunkt aufmerksam. Es ist klar: Alles ist Asche. Die Schlange, die Taube,
das Brot, der Fisch, der Tisch, der Weinstock, das Bett, das Leinen, der
Mensch. Aber die Asche ist nicht nichts. Dem „Es war“ des Karfreitags ent-
spricht das „Es werde“ von Ostern. Wir können durch die Asche hindurch zu
etwas Neuem vorstoßen. Vielleicht ist es kein Zufall, dass die neun Begriffe,
die Martin gewählt hat, auch in der biblischen Tradition eine große Rolle
spielen, wo sie in verschiedener Weise für das Drama von Leben und Gemein-
schaft, von Sünde und Tod stehen. Jeder Glaube bringt sich in Bildern zum

Ausdruck, die der menschlichen Lebenswelt entnommen sind. Es gilt, die Vergänglichkeit dieser Bilder nicht zu vergessen. Durch ihre Vergänglichkeit hindurch können wir auf das Unvergängliche aufmerksam werden, für das sie stehen. Über das Unwesentliche lernen wir, das Wesentliche zu sehen. Wenn der Künstler die Federn einer Taube verbrennt und das englische Wort für Taube aufschreibt, dann zerstört er jedes Bild, das wir von einer Taube haben. Wir Christen haben uns angewöhnt, bei einer Taube an den Heiligen Geist zu denken. Solche Vorstellungen werden vom Künstler einer Metamorphose unterzogen. Im Kern geht es um die Hoffnung, wie Phoenix aus der Asche aufzuerstehen. Sie ist so sehr in den Menschen eingeschrieben, dass sie selbst da diffus präsent ist, wo man sie gar nicht erwartet: „Zu Asche, zu Staub, dem Lichte geraubt, doch noch nicht jetzt, Wunder warten bis zu letzt.“

Bitten wir Gott, wenn wir gleich mit der Asche bestreut werden, dass er mit der Asche, die wir sind, auch unsere Namen in sein Herz einschreibe.